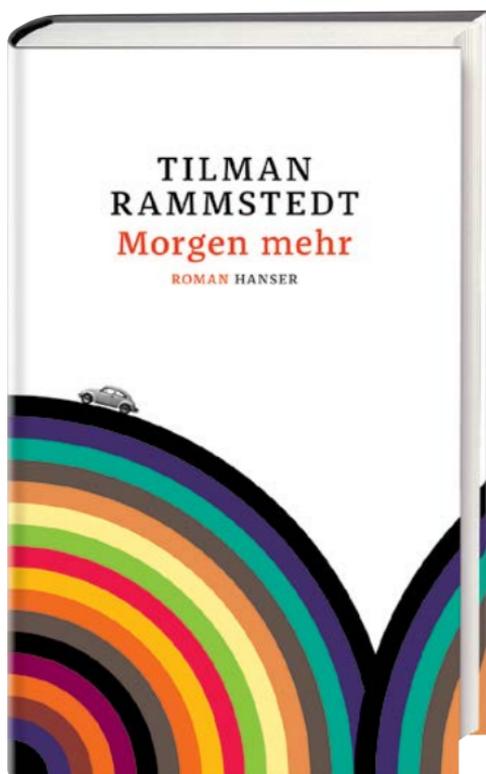


Leseprobe aus:
Tilman Rammstedt



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf

© Carl Hanser Verlag München 2016

HANSER



Tilman Rammstedt

MORGEN MEHR Roman

Carl Hanser Verlag

für Robert

ERSTES KAPITEL

*in dem es aufgrund eines kleinen Problems
noch nicht losgehen kann*

Ich weiß ja schon alles. Ich weiß, wie alles werden wird und mache mir dennoch Sorgen, weil man mit Sorgen nie verkehrt liegt. Ich weiß, dass ich knapp dreihundert Meter über dem Erdboden zur Welt komme. Ich weiß, dass ich viel später die Silbermedaille in einer Randsportart gewinne und der Liebe meines Lebens im längsten Stau der Welt begegne. Ich weiß, wie mich mein bester Freund verrät. Ich weiß die Nacht im Gefängnis und den Sommer mit beiden Beinen in Gips. Ich weiß dieses Weihnachten, an dem die Mädchen mir zum ersten Mal etwas schenken, das sie selbst gekauft haben, dieser aufgeregte Stolz in ihren Augen. Ich weiß, wie wenig ein Meer tröstet und wie sich fremde Haut anfühlt, wenn sie nicht mehr fremd ist. Ich weiß das entscheidende Gewitter und wie ich in der U-Bahn zum ersten Mal höre, dass ich alt bin. Ich weiß ein Wiedersehen nach vierundvierzig Jahren, und wie einfach auf einmal alles ist, wenn man in einen See springt. Ich weiß, wie ich mich zwischen zwei Lügen für die falsche entscheide. Ich weiß, wie mich Fäuste treffen. Ich weiß die Müdigkeit und wie ganze Jahre verschwinden. Ich weiß, wie es ist, nicht zum Mond zu fliegen, und ich weiß das Wartezimmer und wie es dann doch gutartig ist, wie so vieles gutartig ist, und ich weiß, wie oft ich das vergesse.

Ich weiß, wie ich die Unschuld verliere, nicht den ersten Sex, obwohl ich den auch weiß, sondern die echte Unschuld, wenn man sicher ist, nie wieder einwandfrei glücklich zu sein. Ich weiß den milchigen Blick des Elefanten in Kalkutta. Ich weiß sämtliche Klingeltöne. Ich weiß den Schneesturm, wenn ich das letzte Mal »Ich liebe dich« sage, ohne es zu meinen. Ich weiß, wie ich glaube, Gott zu sehen, und dann war er es doch nicht. Ich weiß, wie sich das Auto überschlägt, zweimal, dreimal, vielleicht öfter, ich weiß das »Jetzt ist es aus«, ich weiß, wie wahr es scheint und dass es dann doch erst Tage später aus sein wird in diesem gelblichen Provinzkrankenhauszimmer mit Blick auf Weinberge und alles doch kein Wunder ist. Es wird früher Nachmittag sein, ein Donnerstag, der Fernseher läuft, aber das weiß ich dann nicht mehr, das weiß ich dann endlich nicht mehr.

Es wird ein volles Leben gewesen sein, zumindest werde ich mir das glauben. Ich werde manchmal schön sein und manchmal ein wenig zu weise. Ich werde mir beides verzeihen. Ich werde mir vieles angewöhnen und nur selten Gutes. Ich werde das meiste nicht beenden. Vielleicht wird nichts nach mir benannt, und vielleicht ist das auch tatsächlich nicht entscheidend. Ich werde dabei gewesen sein, das weiß ich sehr genau.

Und an all das will ich mich erinnern, an dieses Leben, das schon da liegt, bereit liegt, das doch nur mir passt. Von all dem will ich erzählen, aber nicht hier, in einer anderen Geschichte, später, viel später, denn vorher gibt es noch das eine, kleine Problem: Ich bin noch nicht geboren.

ZWEITES KAPITEL

in dem ich alles ein wenig erkläre

Wenn man noch nicht geboren ist, hilft es einem leider herzlich wenig, alles schon zu wissen. Von außen betrachtet fällt das Wissen auch verdächtig leicht, alles ist übersichtlich und rührend sinnlos und nichts geht einen wirklich an, nichts kommt einem zu nah. Das ist oft angenehm, daran kann man sich schnell gewöhnen und beschließt, lieber doch nicht mitmachen zu wollen bei diesem Leben, sondern weiter hineinzuschauen wie in ein Aquarium oder wie in eine Schneekugel, die man hin und wieder durchschütteln kann, und ein paar Sekunden lang ist es dann stürmisch und sehr undurchsichtig, ein paar Sekunden lang kann man hoffen, von etwas überrascht zu werden, aber dann legt es sich und alles ist eindeutig beim Alten.

Innerhalb der Schneekugel ist es bestimmt jedes Mal eine gute Nachricht, dass alles beim Alten ist, dass der Sturm keine bleibenden Schäden angerichtet hat, dass alle unverletzt scheinen. Innerhalb der Schneekugel ist es jedes Mal ein kleines Wunder. Man ist noch einmal davongekommen, mit dem Schrecken oder einem leichten Schwindel, und alle können ihr Glück kaum fassen.

Und deshalb will ich doch auch endlich gern da drin sein. Deshalb will ich auch zur Welt kommen. Deshalb will ich auch geboren sein. Ich will zumindest einmal durchgeschüttelt werden und dabei meine Hand nicht mehr vor Augen sehen. Ich will vor Schreck kurz alles vergessen, vor allem, wie ungefährlich so ein Schneekugelsturm von außen aussieht. Ich will, dass es für einen Moment nur darum geht, noch einmal mit heiler Haut davonzukommen. Und

dann legt sich der Schnee, die letzten torkelnden Flocken, und alles ist genau wie davor, nur viel schöner. Alles ist wieder so still wie immer, nur viel ruhiger, und die Haut ist jedes Mal so heil wie nie. Ich will auch einmal dabei sein, wenn das Glück kaum zu fassen ist.

Aber leider ist es kein einfacher Weg hinein in die Schneekugel. Es ist nicht so, dass ich mich nur noch einmal wenden müsste, behutsam in Position bringen und dann könne alles losgehen, das erste Geschrei, das erste Verstummen und der ganze lange Rest. Ich werde nicht schon freudig irgendwo erwartet. Ich werde auch nicht erschrocken erwartet oder sonst irgendwie. So wie es aussieht, werde ich überhaupt nicht erwartet. Ich bin kein kleiner, pulsierender Punkt inmitten einer Kraterlandschaft, ich bin keine Wölbung, trete nicht von innen beherzt gegen die Bauchdecke oder spiele in Ermangelung anderer Beschäftigungen mit der Nabelschnur herum, um schon einmal die Langeweile zu üben. Ich Sorge ja noch nicht einmal für morgendliche Übelkeit. Dabei würde ich nichts lieber wollen, als so wunderbar wahllos und ausgeliefert vor mich hinzuwachsen. Dann hätte ich neun Monate Zeit, um mich auf alles vorzubereiten. Ich könnte mir zum Beispiel in Ruhe überlegen, was wohl mein erstes Wort sein soll, damit mir nicht im entscheidenden Moment doch nur wieder »Mama« oder »Ball« herausrutscht, das wäre mir unangenehm, da habe ich höhere Ansprüche.

Aber ich kann mir nichts in Ruhe überlegen. Ich muss ja die ganze Zeit aufpassen, ich muss notfalls mithelfen, ich muss für Ordnung sorgen oder besser noch für Unordnung, denn etwas so Abwegiges wie meine Geburt verträgt sich mit Ordnung wahrscheinlich schlecht. Meine Eltern haben

ja noch keine Ahnung von mir. Sie haben noch nicht einmal Ahnung voneinander. Sie sind sich noch nie begegnet und das muss sich nun schleunigst ändern.

Und ich habe dafür nur noch einen einzigen Tag Zeit, nur noch diesen Tag, den 30. Juni 1972, heute. Das ist meine letzte Chance, danach bin ich zu alt, um noch geboren zu werden. Und glauben Sie mir: Ich habe nicht vor, sie zu verpassen.

Das Dumme ist nur, dass genau jetzt, in diesem Moment meine Mutter drauf und dran ist, sich von jemandem schwängern zu lassen, der nicht mein Vater ist. Und mein Vater, fast genau tausend Kilometer entfernt, ist genau in diesem Moment drauf und dran, mit frisch einbetonierten Füßen in den Main geworfen zu werden.

DRITTES KAPITEL

*in dem sich meine Mutter aus einem für mich
schwerwiegenden Verhängnis rettet
und ich einen etwas zu gesuchten Franzosen
in seine eigene Geschichte entlasse*

Man kann meiner Mutter wahrscheinlich keinen Vorwurf machen. Schließlich hieß er Jean-Baptiste Drieu de la Chapelle, das hatte er ihr mehrfach versichert, und er sah auch fast danach aus. Er hatte seit Tagen alles richtig gemacht mit dieser achtlosen Schwermut, mit dieser kurz angebundenen Entschiedenheit beim Bestellen in Restaurants und natürlich mit den sorgsam eingesetzten Lachfalten, für die

hatte er lange trainiert, und an diesem Abend hatte er alles besonders richtig gemacht. Und ja, dieses Gewitter. Und es wäre tatsächlich unmöglich gewesen, trockenen Fußes ins Hotel zu gelangen, da hatte Jean-Baptiste schon recht gehabt, auch wenn sein »Sie holen sich sonst noch den Tod, Mademoiselle« meiner Mutter etwas übertrieben erschien. Aber dabei hielt er den Regenschirm, den er irgendwo hervorgezaubert haben musste, über sie und bemühte sich, mit möglichst gleichmütiger Miene klitschnass zu werden. Also noch zu ihm, gleich um die Ecke, auf einen Kaffee, der dann Rotwein wurde, und er sagte »Oui« auf die Frage meiner Mutter, ob das tatsächlich eine Chaiselongue sei, und sie sagte »Oui«, als er fragte, ob er noch nachschenken dürfe, und dann sagten sie beide »Oui«, erst noch schüchtern oder zumindest Schüchternheit vortäuschend, und dann immer deutlicher, immer wortloser. Durch die unebenen Fensterscheiben bog sich Marseille, vereinzelte Palmen wankten im Unwetter und bildeten eine angemessen unwirkliche Kulisse. Und als Jean-Baptiste sie mit müder Entschlossenheit Richtung Schlafzimmer führte, als läge es auf dem Weg irgendwohin, kam es meiner Mutter zum ersten Mal gelegen, dass sie doch deshalb hier war, in dieser Stadt, in diesem Land, um ihre Liste abzuarbeiten, und auf der stand als Punkt 19 eindeutig: »Mit einem schwermütigen Franzosen schlafen« und war zwar eigentlich schon durchgestrichen, aber Yves war im Rückblick gar nicht so wahnsinnig schwermütig gewesen und außerdem auch halber Belgier. Und ja, das Bett war nun einmal gusseisern und die Decke bauschte sich so offensiv einladend, dass alles andere als ein Hineinlegen ein Affront gewesen wäre.

Und auch Jean-Baptiste kann man im Grunde keinen Vorwurf machen, so gern ich das auch täte. Meine Mutter war schön, verloren und auf der Durchreise, eine für ihn bestechende Kombination, und er selbst fundamental gelangweilt, er hatte ein paar Wochen zuvor sogar begonnen, Münzen zu sammeln, nach zweien aber die Lust verloren und außerdem gerade Kleingeld für Zigaretten gebraucht.

Im Hintergrund liefen hingebungsvolle Lieder eines Sängers, der am Tag zuvor gestorben war und, falls nötig, für die Erinnerung an die Endlichkeit aller Dinge sorgte, und im hingebungsvollen Vordergrund war meine Mutter im Begriff, wegen eines kleinen Wolkenbruchs und drei Gläsern Wein meine angehende Existenz aufs Spiel zu setzen. Um das gusseiserne Bett herum lagen Kleidungsstücke verstreut, eine Strumpfhose, ein Schnürschuh, ein hellblaues Hemd mit lächerlich vielen Initialen, Jean-Baptistes Hose war sorgsam über einen Stuhl gehängt, was dieser Situation nun wirklich nicht angemessen war, und alles, was sich inmitten der Kleidungsstücke abspielte, betrachtete ich lieber nur aus dem Augenwinkel, doch auch so war es deutlich genug.

Und glauben Sie mir, es tut mir selbst am meisten leid, meine Mutter in einer solch fragwürdigen Situation zum ersten Mal auftauchen zu lassen, ich habe mir das nicht ausgesucht. Aber so spielte es sich heute nun einmal ab, und ich habe nichts anderes als heute zur Verfügung. Außerdem möchte ich zu ihrer Verteidigung daran erinnern, dass es 1972 nicht einfach war, als unverheiratete Frau an Verhütungsmittel zu gelangen, schon gar nicht in der Fremde, und ja, ihr hätte auffallen müssen, dass an

der Arztpraxis »Vétérinaire« stand, aber sie war halt verständlicherweise sehr aufgeregt gewesen und der Arzt sehr freundlich, auch wenn die Tabletten, die er ihr in die Hand drückte, weniger gegen Empfängnis als gegen Tollwut halfen. Aber im Grunde muss ich dem Arzt dankbar sein, schließlich wollte ja auch ich in den nächsten vierundzwanzig Stunden empfangen werden.

Dafür allerdings musste ich erst mal die sich hier im Gusseisernen anbahnende Zeugung irgendwie verhindern. Und ja, das war natürlich selbstsüchtig, denn vielleicht wäre meine Mutter sehr glücklich geworden mit dem auf diese Weise vollkommen unbeabsichtigt entstehenden Ersatz für mich. Vielleicht hätte auch Jean-Baptiste sich als große Liebe entpuppt und es wäre geheiratet worden und sie wären zu dritt, zu viert, womöglich zu acht in südfranzösische Sonnenuntergänge geritten, wären immer kleiner geworden und schließlich ganz verschwunden. Das ist alles möglich, wenn auch nicht besonders wahrscheinlich, aber noch war auch ich möglich, wenn auch ebenfalls wenig wahrscheinlich, und viel Zeit blieb mir nicht mehr, nur noch ein paar Atemzüge, das Rascheln wurde lauter, das Seufzen, das Keuchen, und ich versuchte verzweifelt, irgendetwas aufzuhalten, einen Stuhl umzuwerfen, ein Telefon klingeln zu lassen, eine Fensterscheibe einzuschlagen, einen Schwelbrand zu entfachen, eine Ratte ins Bett springen zu lassen oder ein paar apokalyptische Reiter. Ich versuchte, Jean-Baptiste verstörende Gedanken einzuflüstern, an seine Wasserschildkröte in aufreizenden Posen, an seine bevorstehende Wurzelbehandlung, an die Sache mit der verschwundenen Badehose und seiner Cousine damals im Lac Lérié, aber nichts schien zu helfen, und Jean-Bap-

tiste hauchte schon hastig Unverständliches, das konnte nichts Gutes bedeuten, aber ich brauchte etwas Gutes und bekam immerhin ein Wunder.

Meine Mutter hatte nämlich, weil weder ihr Französisch noch ihr Vertrauen in Ärzte einwandfrei waren, vorsichtshalber die doppelte Dosis der Anti-Tollwut-Pillen eingenommen, weil man mit doppelt ja immer auf der sicheren Seite ist. Und die Tabletten hatten dann mit dem Rotwein einen so gewaltigen Streit angefangen, dass meine Mutter kurz vor Jean-Baptistes entscheidendem Hauchen tatsächlich punktgenau in Ohnmacht fiel. Dass sie es auch punktgenau um Mitternacht tat, spielt dabei keine Rolle. Ich war der einzige im Raum, der die Kirchturmglocken überhaupt wahrnahm. Nur ein paar Sekunden lang war meine Mutter nicht bei Bewusstsein, aber die reichten Jean-Baptiste, um erst sehr stolz und gleich darauf ausreichend verunsichert zu sein, und sie reichten mir, um so laut erleichtert aufzuatmen, dass ich unnötigerweise kurz fürchtete, jemand könne mich hören, und sie reichten anscheinend meiner Mutter, um zu beschließen, dass sie hier vollkommen falschlag, in diesem Bett, mit diesem Mann, auf dieser gewollten Flucht in ein Abenteuer, das am Ende dann doch wieder gar nicht so abenteuerlich sein würde. Und sie reichten ihr auch, sich einen passenden Satz zu überlegen, um aus dieser Episode sofort herauszukommen, halbwegs unbeschadet und, was für mich viel entscheidender war, vollkommen unbefruchtet. Sie schlug die Augen auf, lächelte, schob Jean-Baptiste höflich von sich herunter und sagte in etwas überakzentuiertem Französisch: »Mir scheint, das Wetter hat sich verbessert.« Dann zog sie sich an, eilig, aber nicht hektisch, zupfte Jean-

Baptistes Hose auf dem Stuhl noch einmal gerade, reichte ihm ihre Hand, die er verwundert schüttelte wie etwas sehr Klammes, und sagte im Hinausgehen noch: »Ihre Chaise-longue ist wirklich exquisit.« Vor der Tür strich sie Punkt 19 auf ihrer Liste ein zweites Mal durch und hoffte, dass sie auch damit auf der doppelt sicheren Seite war. Ich blieb noch einen Moment bei Jean-Baptiste, der mir auf einmal ein wenig leid tat, wie er da in den nächtlichen Regen schaute und fehlerfrei seufzte, das hatte er schließlich oft genug geübt. Er wird in dieser Geschichte keine Rolle mehr spielen, und vielleicht tröstete ihn diese Aussicht ein wenig. Auf der Straße angekommen strich sich meine Mutter die Haare hinters Ohr. Sehr wahrscheinlich tat sie das nicht zum ersten Mal, aber es kam ihr so vor. Und sie hatte sofort das Gefühl, dass es zu ihr passte. Dann schlug sie irgendeine Richtung ein, welche, war ihr erst einmal egal, alles Weitere lag ja in jedem Fall noch vor ihr.

Zur gleichen Zeit war sich mein Vater hingegen, was sein Weiteres betraf, alles andere als sicher. Aber auch ihm konnte die Richtung, dort am Ufer mit viel zu schweren Füßen, eigentlich egal sein. Hinter ihm lag der nachts fast vollständig geschwärmte Main und vor ihm zeigte der Lauf einer Pistole auf ihn, die ja, bewegungsunfähig wie er war, gar nicht mehr nötig gewesen wäre, aber auch da wurde vorsichtshalber verdoppelt.

VIERTES KAPITEL

*in dem mein Vater erst vom Schicksal
im Trainingsanzug angerempelt wird und
dann nicht niest*

Bevor die Füße meines Vaters am Ufer des Mains einbetoniert wurden, waren zweifellos auch schon andere Dinge in seinem Leben geschehen, wenn auch weniger spektakuläre. Und ich weiß, die meisten halten das kinderlose Leben ihrer Eltern für vernachlässigenswert, für ein unnötiges Vorgeplänkel, im besten Fall für eine Vorbereitung auf das Eigentliche, aber mein Vater hatte es tatsächlich geschafft, seine ganze Jugend auf so ereignislose Weise zu verbringen, dass er sich immerhin vor der Nostalgie vollkommen in Sicherheit wähen konnte. Nur drei Dinge waren an ihm bemerkenswert: Erstens sah er Alain Du Bois, dem männlichen Hauptdarsteller von *Was die Nacht verschweigt*, den im Frühjahr 1972 halb Europa schaute, wirklich verblüffend ähnlich. Er neigte, zweitens, dazu, in Momenten großer Aufregung ungeheuer laut zu niesen, was ihm zum Beispiel beim Versteckspielen als Kind wenig, bei seiner Musterung hingegen sehr entscheidend zu Gute kam. Und drittens war sein Herz seit dreiundvierzig Tagen irreparabel gebrochen, seit diesem Donnerstag im Mai, an dem Claudia ihre Sachen gepackt hatte, die Zahnbürste, den roten Rollkragenpullover, die zerfledderte Taschenbuchausgabe von *Schmetterlinge weinen leise*, auch wenn alle drei eigentlich meinem Vater gehörten, was er ihr noch hinterhergerufen hatte, aber sie hatte sich nicht mehr umgedreht.

Er hatte Claudia seitdem zu jeder vollen Stunde an-

gerufen, obwohl er ja ahnte, dass sie nicht zu Hause war oder jedenfalls nicht allein, und ihr insgesamt hundertelf Gedichte geschrieben, was er davor noch für niemanden getan hatte und auch ohne Beton an den Füßen wohl nie wieder tun würde. Er hatte viele Dinge von links nach rechts geschoben, war viel mit den Fingerspitzen über Tischkanten gefahren, viel vom Schlafzimmer in die Küche gegangen, wo auch nichts besser war, also ging er wieder zurück. Das Haus hatte er immer nur verlassen, um sich ein neues Paket Dosenravioli im Wasserhäuschen um die Ecke zu kaufen, acht große Konservenbüchsen, die reichten für vier Tage. Und er verachtete sich dafür, immer noch ab und an Hunger zu haben, obwohl das seiner Meinung nach nicht zu einem irreparabel gebrochenen Herz passte, und er verachtete sich noch mehr dafür, dass ihm Dosenravioli auch nach all den Wochen noch schmeckten. In einem seiner Gedichte hatte er Claudias Lippen mit der warmen Weichheit eines Raviolo verglichen, die Passage aber wieder gestrichen.

Und heute war er schon wieder mit einem Paket Ravioli im Arm auf dem Heimweg gewesen, eilig, um es rechtzeitig zur vollen Stunde ans Telefon zu schaffen, als ihn dieser Mann im blauen Trainingsanzug anrampelte und nicht um Verzeihung bat, und mein Vater konnte noch nicht wissen, dass der Mann ihm noch viel schwerwiegendere Anlässe zum Verzeihen geben würde.

Er konnte auch nicht wissen, dass es sich bei diesem Mann um Dimitri handelte, auch wenn Dimitri selbst fand, dass das jeder wissen sollte, das war jedenfalls sein Plan, Dimitri hatte das mittlerweile schon halb vergangene Jahr nämlich mit dem Vorsatz begonnen, »Frankfurts neuer Un-

terweltkönig« zu werden, wie er es in seinem Tagebuch formuliert hatte, das er, weil er seiner eigenen Angabe nach ja kein »kleines Mädchen mit beschissenen Locken« war, natürlich nicht »Tagebuch« nannte, sondern einfach nur »Buch«. Er wusste allerdings weder, wer eigentlich der amtierende Unterweltkönig war, noch wie er das mit der Thronfolge anstellen sollte. Aber das waren beides, wieder seiner eigenen Angabe nach, »Details«.

Als er gestern Abend auf der Straße meinen Vater angerempelt hatte, war Dimitri jedoch aus anderen Gründen äußerst schlechter Laune gewesen. Er hatte sich im Kino nämlich gerade *Was die Nacht verschweigt* angesehen, angeblich auf Wunsch seiner Freundin, mit der er noch vor der berühmten Szene mit den geschmolzenen Schneemännern in einen derartigen Streit über den Film geraten war, dass er die Vorstellung wutentbrannt verlassen hatte, und nun, als er meinen Vater ansah, traute er seinen Augen nicht.

»Du bist doch du, oder?«, hatte er gefragt, und mein Vater, der sich trotz gebrochenem Herzen ziemlich sicher war, er selbst zu sein, hatte nur genickt, woraufhin Dimitri »Dein Film ist scheiße, oder?« sagte, eine Dose Ravioli aus dem Paket nahm und sie meinem Vater auf den Fuß fallen ließ. »Dein Film hat viel mehr wehgetan«, sagte er noch und ging weiter, aber mein Vater, der seit dreiundvierzig Tagen nichts als diese zudringliche, rechthaberische Trauer empfunden hatte, wurde durch den Schmerz im Fuß daran erinnert, dass es andere Gefühle überhaupt noch gab, Gefühle, die schon seit Wochen darauf warteten, auch mal wieder zum Einsatz zu kommen, und am ungeduldigsten hatte offenbar die nackte Wut gewartet, sie drängelte sich

ganz nach vorne, und mein Vater holte tief Luft, warf das Paket mit den Raviolidosen nach Dimitri, verfehlte ihn aber, rannte los, sprang ihn von hinten an und begann, wie wild auf seinen Rücken einzuschlagen, weil so ein Rücken reichlich Platz dafür bietet. Er bot Platz für Claudias Lachen, er bot Platz für Claudias wippenden Gang, er bot Platz für Claudias Blick, wenn sie ihn um einen Gefallen gebeten hatte, er bot Platz für Claudias zitternde Stimme vor drei- undvierzig Tagen, er bot Platz für Claudia in den Armen ihres Neuen, er bot Platz für ihre Schreie der Lust, für ungeahnte Stellungen, und für die schnurrende Befriedigung danach, die sie so noch nie gekannt hatte, das wurde sie bestimmt nicht müde zu betonen. Er bot sogar Platz für Claudias leuchtend weißen Schal, das letzte, was er gesehen hatte, als er ihr damals vom Fenster aus nachschaute, und den er unendlich beneidet hatte für seinen Platz so nah an ihrer Haut. All das traf mein Vater mit seinen Fäusten auf Dimitris Rücken, und all das verschwand dennoch nicht, und Dimitri, den die Schläge eher belustigten als versehrten, drehte sich um, hielt die Arme meines Vaters fest, hielt meinen ganzen Vater fest, presste ihn an sich, und mein Vater grub seinen Kopf in Dimitris Schulter und wimmerte und schluchzte und weinte Rotz und Wasser, und das war Dimitri dann schließlich doch unangenehm.

Dass mein Vater aber eine halbe Stunde später mit den Füßen in noch nicht gänzlich ausgehärtetem Zement am Mainufer stand, hatte noch weitere Gründe. Zum einen wusste Dimitri zwar wenig über den normalen Tagesablauf eines Unterweltkönigs, aber er war sich ziemlich sicher, dass auf jeden Fall dazu gehörte, Menschen mit einbetonierten Füßen in einem Fluss zu versenken, und damit konnte

man gar nicht früh genug beginnen. Zum anderen hatte er vor, das Ganze fotografisch festzuhalten, um damit seinem noch wenig furchteinflößenden Ruf im Milieu auf die Sprünge zu helfen. Und zum dritten mochte er Filme wie *Was die Nacht verschweigt* wirklich überhaupt nicht. Er verstand sie nicht, er wollte sie nicht verstehen, er hielt sie für falsch und immer wurde darin irgendetwas in Großaufnahme gezeigt, eine Hand, das Kohlenauge eines Schneemanns, ein viel zu langes Schweigen, und von Großaufnahmen träumte Dimitri schlecht. Das alles erklärte er auch meinem Vater, während er ihn in seinen Ford Taunus verfrachtete und mit ihm Richtung Industriehafen fuhr, er erklärte es, als er noch einmal zurückfuhr, weil er die Kamera vergessen hatte, er erklärte es, als er schließlich an einem geeigneten Uferstück den Plastikeimer mit dem Blitzzement aus dem Kofferraum holte, den er gleich nach seinem Neujahrsvorsatz gekauft hatte und der seitdem auf seinen Einsatz wartete. Er erklärte es, während er, den Packungsanweisungen folgend, den Zement anrührte. Und er erklärte es auch noch, als er meinen Vater mit vorgehaltener Waffe zwang, in den Plastikeimer zu steigen und sich nicht mehr zu rühren. Dann war er fertig mit seinen Erklärungen, und sie standen sich unbeholfen gegenüber, wortlos und verschwitzt, wie die beiden Schneemänner in *Was die Nacht verschweigt*. Ein Frachter fuhr vorbei und beide schauten ihm nach, bis er außer Sichtweite war.

»Also dann«, sagte mein Vater schließlich, weil er das Schweigen nicht länger ertrug. »Wir müssen noch warten«, sagte Dimitri. »Worauf?«, fragte mein Vater. »Dass der Zement aushärtet«, sagte Dimitri, und so zehn, fünfzehn Minuten werde das wohl leider noch dauern. Dimitri fing an,

ein Lied zu pfeifen, wusste aber nach ein paar Tönen die Melodie nicht mehr und hörte bald wieder damit auf, und mein Vater wunderte sich, wie unpassend ruhig ihm zumute war. Er wunderte sich, dass er nicht nieste, obwohl der Tod doch zweifellos Anlass zu größter Aufregung bot. Er dachte an Claudia, er dachte daran, dass er zum ersten Mal den stündlichen Anruf bei ihr verpasst hatte, und war sich sehr sicher, dass sie nicht nur seine Zahnbürste, sondern auch seinen kompletten Lebenswillen mitgenommen hatte, und dass es nur folgerichtig war, wenn er jetzt ertrinken würde, weil Claudia beim Abschied doch mit großer Geste »Alles ist im Fluss« gerufen hatte, und dann würde er ihr eben recht geben, als letztes Geschenk, und auch im Fluss sein.

Ich fand schon damals ziemlich lächerlich, was mein Vater so alles dachte. Aber auch ich war unpassend ruhig. Es war erst kurz nach Mitternacht, mein entscheidender Tag hatte gerade erst begonnen und war nun, wie es aussah, schon gleich wieder vorbei, und damit nicht nur dieser Tag, sondern alle Tage, alle Hoffnung auf dieses anbebaute Leben. Aber die Luft war sommerlich warm und weich, zwei Männer standen am Wasser und schwiegen, und dass der eine von ihnen einen Revolver in der Hand hatte und der andere einen Eimer an den Füßen, konnte man leicht übersehen. Vielleicht wollte ich das einfach nur noch einmal genießen, und war es auch nur als Zaungast. Vielleicht ahnte ich aber auch schon, dass es lange nicht wieder so ruhig werden würde wie jetzt, wie in diesen wenigen Minuten, bevor mein Vater schließlich doch noch einen Grund zum Niesen fand.

FÜNFTES KAPITEL

*in dem ich einige ausgesuchte Stellen aus
den Gedichten meines Vaters zitiere,
von denen er behauptet, dass sie so aus dem
Zusammenhang gerissen natürlich nicht
in ihrer vollen Erhabenheit zu erkennen sind*

- »Nichts reimt sich auf / Claudia / außer halt / Claudia«
- »Die leere Dose schon / halb voller Tränen, / und mit dem
rechten Auge / habe ich noch gar / nicht angefangen«
- »Du ließt mich immer so leicht fühlen, als wäre ich
aus Wolke«
- »Ohne dich vergeht / alles, nur / der Tag will nicht ver-
gehen, es ist / jetzt dreihundertsiebzehn Uhr und / null
Minuten / den Minuten fühle ich / mich ähnl- / ich«
- »Komm zurück, bitte / bitte, bitte, bitte, bitte, bitte, bitte,
bitte, bitte, bitte, bitte, / bitte.«

SECHSTES KAPITEL

*in dem mein Vater eine anregende Bekanntschaft
macht und drei Männer im Pelz besser nicht ins Kino
gegangen wären*

»Ich bin im Grunde kein schlechter Kerl«, sagte Dimitri, während sie gemeinsam darauf warteten, dass meinem Vater seine neuen Schuhe passten. Dimitri behauptete das gern von sich, auch wenn er Beispiele für diese These meist schuldig blieb, aber es fühlte sich gut an, das zu sagen, und

gerade hatte er das starke Bedürfnis, sich etwas Gutes zu tun.

Mein Vater schaute weiter aufs Wasser, auf die schwächtigen Wellen, die sich auch alles größer vorgestellt hatten. »Ich auch nicht«, sagte er und dachte an Claudia. »Das hier ist mehr so etwas Grundsätzliches«, sagte Dimitri, ohne genau zu wissen, was er damit meinte. »Ich weiß«, sagte mein Vater und dachte an Claudia. »Danke für dein Verständnis«, sagte Dimitri, und mein Vater sagte nichts mehr und dachte an Claudia.

Ich war aus einleuchtenden Gründen kein großer Freund von dieser Claudia gewesen, als sie noch an der Seite meines Vaters war. Sie hatte mich genervt mit ihrem dauernden Haarspitzengefummel, ihren dauernd aufgerissenen Augen und ihrem dauernden Nicht-meine-Muttersein. Aber ihre Abwesenheit nervte mich noch mehr, oder vielmehr das, was ihre Abwesenheit aus meinem Vater machte. Wie er da eingesunken stand und seine letzten Gedanken an jemanden verschwendete, der ständig Erkältungsbäder nahm, ohne im Geringsten erkältet zu sein. Anstatt sich ans Leben zu klammern, sich an mein Leben zu klammern, schaute er beinahe vorfreudig in den Main, und sein selbstmitleidiges Lächeln ließ mich kurz seine Vorfreude teilen, bevor ich mir diesen Gedanken wieder rasch verbot. Aber was hätte ich für seine Rettung schon tun können? Etwa Dimitri von Jean-Baptistes Wasserschildkröte erzählen?